

Tanzen, um zu heilen

Der Pariser Tänzer Bolewa Sabourin stammt ursprünglich aus der Demokratischen Republik Kongo, wo seit über 20 Jahren gewaltvolle Auseinandersetzungen herrschen. Frauen werden systematisch vergewaltigt. Seit einem Treffen mit dem Gynäkologen und Friedensnobelpreisträger Denis Mukwege, nutzt der 33-Jährige den Tanz, um Frauen zu helfen, die Opfer sexueller Gewalt geworden sind.

Zu einem Treffen im Gemeinschaftsbüro im zweiten Arrondissement von Paris kommt Bolewa Sabourin an diesem warmen Frühsommertag zu spät. „C'est la course.“ Ein Satz, den er noch öfter sagen wird. „Ich habe viel Stress.“ In der Küche hängt ein Plakat mit der Aufschrift „Wie sieht die Rolle des Mannes im 21. Jahrhundert aus?“ Bolewa Sabourin ist darauf zu sehen, oberkörperfrei, den muskulösen Körper angespannt, den Blick gen Himmel gerichtet. Später wird er erzählen, dass dies eine Rolle sei, die Freunde und Familie immer in ihm gesehen haben: stark, aufrecht, visionär.

Im Café nebenan, in einer kleinen Seitenstraße, erzählt er schließlich seine Geschichte. Auf dem begrünten Platz gegenüber stehen bunt verzierte Tische und Stühle, eine Jazzband bereitet sich auf ein Konzert vor. Sabourin ist komplett in weiß gekleidet. Sein schwarzes krauses Haar trägt er an diesem Tag zu mehreren eng anliegenden kleinen Zöpfen geflochten. Ein dichter, gut gepflegter Bart umgibt die vollen Lippen. Er bestellt sich einen schwarzen Tee, wie immer, wenn er hierher kommt. Die Geschichte von Bolewa Sabourin ist eine moderne Erfolgsgeschichte. Aber nicht etwa eine, in der Tellerwäscher zu Millionären werden. Denn um Geld geht es hier nicht. Es geht um Resilienz, um Mut und um die Kraft, aus den eigenen Schwächen eine Stärke zu machen. Und es geht darum, diese Stärke einzusetzen, um anderen Menschen zu helfen.

Eine Begegnung verändert sein Leben

Im März 2016 trifft Bolewa Sabourin auf einer Konferenz in Paris anlässlich des internationalen Weltfrauentages Denis Mukwege. Der damals 30-Jährige Sabourin weiß noch nicht, dass diese Begegnung sein Leben verändern würde. Der Gynäkologe und Friedensnobelpreisträger Mukwege, auch bekannt als „der Mann, der die Frauen repariert“, hält in diesen Tagen eine

Rede über sexuelle Gewalt in Kriegsgebieten. „Ich hatte vorher schon den Dokumentarfilm über ihn gesehen und bin zwischendurch eingeschlafen, weil mein Gehirn den Horror und das Grauen, die Denis Mukwege dort beschreibt, nicht mehr fassen konnte.“ Mukwege arbeitet im Panzi-Krankenhaus in Bukavu, der Hauptstadt von Sud-Kivu, einer Region im Süden der Demokratischen Republik Kongo. Dort behandelt er Frauen, die in dem vom Bürgerkrieg gezeichneten Land Opfer von Vergewaltigungen werden. Sexuelle Gewalt wird hier noch immer systematisch als Kriegswaffe eingesetzt. Es ist ein perfides Mittel, das die Bevölkerung – in der Regel betrifft es Frauen – erniedrigen und schwächen soll.

Bolewa Sabourin erzählt, er sei kein Mensch, der andere idealisiere, aber in diesen Momenten sei er stolz gewesen, dass ein solcher Kongoleser existiere. „Das Bild vom Kongo und den Kongolesern ist so negativ“, sagt er. „Es ist schmerzhaft, sich eingestehen zu müssen, dass das einzige positive Beispiel, das wir im Kongo haben, Patrice Lumumba ist.“ Der ehemalige Anführer der kongolesischen Unabhängigkeitsbewegung wird in der Demokratischen Republik Kongo noch heute als Symbolfigur verehrt.

Als eine Frau nach Mukweges Vortrag schließlich die Frage stellt, wie viele Frauen er denn tatsächlich behandelt habe, kann Bolewa Sabourin kaum an sich halten. „Es war, als wolle sie seine Arbeit in Frage stellen.“ Doch Denis Mukwege lässt sich nicht aus der Ruhe bringen. „Wissen Sie, Madame, schon eine einzige vergewaltigte Frau ist eine Frau zu viel“, antwortet dieser ruhig. In diesem Moment, so Sabourin, habe er ihn verehrt. Und ihm war klar: Auch er wolle etwas tun. Als Sabourin ihn fragt, wie er sich konkret engagieren könne, gibt Mukwege ihm zunächst keine Antwort. Eine Frau verweist an seiner statt auf Petitionen im Internet. „Das war genau das, was ich nicht hören wollte. Eine Petition ist wie ein Like bei Facebook. Drei Klicks und dann nichts. Null Engagement.“ Als der Arzt ihm kurze Zeit später die Hand auf die Schulter legt, beeindruckt von Sabourins Entschlossenheit, ist dies der Wendepunkt. Mukwege hält den jungen Tänzer an, ihm Ideen zu präsentieren und ein Projekt auf die Beine zu stellen. Und Sabourin lässt sich nicht lange bitten.

Tanzen als Therapie

Mit seinem Freund William Njaboum und dem 2008 gemeinsam gegründeten Verein LOBA ruft er das Projekt *Re-Creation by Loba* ins Leben. Sie beginnen,

Tanzworkshops für Frauen anzubieten, die Opfer sexueller Gewalt geworden sind. „Auf der Konferenz sprach Denis Mukwege auch von der schwierigen Zusammenarbeit mit Psychotherapeuten“, erklärt Sabourin. „In Europa ist es üblich, zu einem Psychologen zu gehen und zu reden. In Afrika ist das einfach nicht Teil unserer Kultur.“ In den angebotenen Workshops haben die Frauen die Möglichkeit, sich über den Tanz auszudrücken.

Der Verein, dessen Name aus der kongolesischen Sprache Lingala kommt und so viel bedeutet wie „Drück dich aus“, arbeitet in Paris mit verschiedenen Zentren und Institutionen zusammen. So zum Beispiel mit dem Verein *Ikambere*, der sich für mit dem Aidsvirus infizierte Frauen engagiert oder *France Terre d'Asile*, der eine erste Anlaufstelle für Frauen bietet, die in Frankreich Asyl beantragen. Oft kommen diese Frauen aus Ländern wie der Demokratischen Republik Kongo, wo Gewalt für sie zur Tagesordnung gehörte. „Das sind Frauen mit schwerem emotionalen, sozialen und kulturellen Gepäck. Es ist manchmal hart, ihren Geschichten zuzuhören oder zu wissen, dass manche tagelang durch die Pariser Straßen irren, weil es zu wenige Strukturen gibt, die ihnen helfen“, so Sabourin. Doch es sind auch Frauen aus Frankreich oder anderen europäischen Ländern unter ihnen, die Gewalt und Missbrauch erlebt haben, vergewaltigt wurden oder auf der Straße leben. Sie alle haben eines gemeinsam: „Um zu überleben“, sagt die 30-jährige französische Psychologin Solène Kerambloch, „distanzieren diese Frauen sich von ihrem eigenen Körper. Alles andere ist zu schmerzhaft für sie. Im Tanz können diese Frauen ihre Traumata überwinden und lernen, sich ihren Körper wieder anzueignen.“

„Momente der Würde“

Jeden Montag arbeiten Bolewa Sabourin und Solène Kerambloch im Binom mit etwa zehn Frauen zusammen. Ein Workshop besteht aus zwei Einheiten. Bolewa Sabourin leitet den ersten Teil der zwei Stunden an. Er bringt die Frauen durch den Tanz dazu, loszulassen, sich über ihren Körper auszudrücken und ihren Gefühlen freien Lauf zu lassen. „Manche fangen dann an zu lachen. Manche weinen. Andere schreien,“ so Sabourin. „Das sind Frauen, die großen Schmerz erlebt haben. Wenn ich sie aber tanzen oder lachen sehe, dann sind das für mich Momente der Würde.“ Nach dem Tanz kommt Solène Kerambloch ins Spiel. Sie begleitet die Frauen im Gespräch. Wer reden will, redet. Manche möchten auch nur zuhören. Jeder Workshop ist

anders. Manchmal wird nur getanzt. „Das kommt ganz darauf an, wie die Frauen sich fühlen und was sie brauchen“, so Kerambloch. Dass der Tanz einen entscheidenden Einfluss auf diese Frauen hat, daran hat sie keinen Zweifel. „Nach dem Tanzen sind sie sehr viel ausgeglichener. Es fällt ihnen leichter, ihre Geschichten zu erzählen. Und was die Frauen nicht in Worte fassen können, das erzählen sie mit ihrem Körper.“ Bolewa Sabourin habe ein gutes Gespür für diese Frauen, erzählt die junge Psychologin weiter. Wie viele beschreibt auch sie ihn als inspirierend. „Er hat viel Energie, vielleicht zu viel manchmal.“ Sie lacht. „Wenn er spricht, kann er andere mitreißen, ein bisschen so, als würde er auf einer Bühne stehen. Ich glaube, dass das den Frauen hilft, sich zu öffnen.“

Die eigene Familiengeschichte als Antrieb

Dass Bolewa Sabourin weiß, welchen Effekt Tanzen haben kann, liegt nicht zuletzt in seiner eigenen Lebensgeschichte begründet. Denn auch für Sabourin selbst war das Tanzen lange Zeit eine Quelle, aus der er Kraft und Resilienz geschöpft hat. Sein eigenes Leben ist symptomatisch für die Realität seiner Generation, hin und her gerissen zwischen mehreren Identitäten und den verschiedenen individuellen und kollektiven Maßgaben dieser Gesellschaft.

Als Sohn einer französischen Mutter aus La Rochelle und eines kongolesischen Vaters aus Kinshasa beginnt sein Leben turbulent. Die Mutter, zerbrechlich und psychisch angeschlagen, hat Drogenprobleme und bricht immer wieder zusammen. Der Vater hingegen, Sohn eines Diplomaten, flieht vor allem, was mit Verantwortung zu tun hat und ist hauptsächlich darauf bedacht, seine Freiheit und sein Leben zu genießen. So beschreibt Bolewa Sabourin seine Eltern später in seinem 2018 erschienenen Buch „*La rage de vivre*“, „Die Wut zu leben“. Der Vater bringt den Jungen, als dieser kaum ein Jahr alt ist, ohne die Zustimmung der Mutter zur Familie in den Kongo. Sabourin verbringt die ersten sechs Jahre seines Lebens in Kinshasa, lernt Lingala, die lokale Sprache und lebt bei der Großmutter. Immer wieder wird der Vater auftauchen und ihn aus seiner gewohnten Umgebung reißen. „*Bolewa, prend tes affaires, on part! Pack deine Sachen, wir gehen!*“ Der Satz wird zum Leitmotiv seiner Jugend.

Mit sechs Jahren kommt er wieder nach Frankreich, wo er schließlich bei einer der zahlreichen Freundinnen seines Vaters in dem Pariser Vorort Saint-Denis

lebt. Er spricht kein Wort Französisch und taucht in eine Welt ein, die ihm vollkommen fremd ist. Einziger Lichtblick: Sein Vater gilt als Pionier auf dem Gebiet des kongolesischen Tanzes in dieser Zeit. Und so kommt Bolewa Sabourin schon als Kind in Kontakt mit dem, was zum roten Faden seines Lebens wird. Seine Tage werden von nun an vom Tanzen bestimmt. Er verkehrt in den Kreisen seines Vaters, begleitet ihn auf Tourneen, tanzt für ihn sogar in einem Musikclip. Bis es wieder heißt: Bolewa, pack deine Sachen, wir gehen!

Es folgen Jahre der Unbeständigkeit, in denen sein Vater wenig Präsenz zeigt und Bolewa Sabourin vor allem bei dessen zukünftigen Ex-Freundinnen aufwächst. Es sind Jahre, in denen er auf sich allein gestellt ist und das Gefühl nicht loswird, nie richtig dazu zu gehören. In Frankreich „zu schwarz“, im Kongo nach seinen Jahren in Europa „zu weiß“, kämpft er um seinen Platz. „Man gibt mir zu verstehen“, so schreibt er später in seinem Buch, „das ich nicht hier her gehöre, dass ich nicht so bin wie alle anderen. Ich werde betrachtet wie das Problem, das Fremde, die Ausnahme, wie jemand, den man akzeptiert oder toleriert.“ Es sind auch Jahre, in denen Bolewa Sabourin eine Wut auf die Welt entwickelt, die er nicht zu kanalisieren weiß. Im Tanz findet er in den Folgejahren immer wieder Zuflucht. Er wird für ihn zu einer Art Kompass.

Wenn Bolewa Sabourin tanzt, denkt man an Ekstase. Er wirkt konzentriert und scheint jeden Muskel seines Körpers zu nutzen. Er wirft die Arme in die Luft, schwingt die Hüften und stampft dabei mit den nackten Füßen auf. Er trägt nur eine bunt gemusterte Stoffhose und hat sich ein rotbraunes Band um die Stirn gebunden. Im Rhythmus einer Djembé bewegt der Tänzer seinen Körper geschmeidig und kraftvoll zugleich durch den Raum. Er strahlt.

Auch zu seiner letzten Tanzstunde, die seine Schüler und Schülerinnen auf die Abschlusspräsentation des Jahres vorbereiten soll, kommt Sabourin zunächst zu spät. „*C'est la course*,“ sagt er wieder. In dem kleinen Tanzstudio Kim Kan, im Osten von Paris, gibt er jeden Dienstagabend Tanzunterricht im traditionellen kongolesischen Tanz. Dieser Kurs ist offen für alle. „Er ist ein genialer Lehrer. Er treibt uns an mit seiner unglaublichen Energie. Es ist einfach toll!“ Die ganze Gruppe ist begeistert. Der Enthusiasmus, den Sabourin verbreitet, ist förmlich greifbar. Man kann sich leicht vorstellen, dass dieser Mann es schafft, andere nach oben zu ziehen, zu inspirieren, zu heilen.

Bolewa Sabourins Geschichte liest sich wie der Plot eines Films. Er hat für Magazine gemodelt, sich als Tänzer durchgeschlagen und in Paris auf der Straße gelebt. Er hat sich für die *Jungen Sozialisten* engagiert, in der Politik gearbeitet und es schließlich geschafft, ohne Abitur einen Master in Politikwissenschaften zu machen. Er hat gegen seine eigenen Widerstände gekämpft, gegen seine Wut und sein Anderssein. Er hat sich mit seiner Mutter versöhnt und gelernt, besser mit seinen Emotionen umzugehen. „Es ist diese Wut, die uns dazu bringt, uns für eine Sache zu engagieren“, sagt er heute. Er sei dankbar für die Menschen, denen er im Laufe seines Lebens begegnet sei. Sie haben ihm gezeigt, was es heißt, sich selbst zu lieben. „Wenn ich heute sagen kann, dass ich es geschafft habe, dann weil ich sehr enge Freunde habe, die mich unterstützen und die wie eine Familie für mich sind.“

„Mach aus deinem Leben ein Kunstwerk“

Sabourin hat große Pläne für die Zukunft. In den nächsten drei Jahren will er sein Projekt wissenschaftlich untermauern. Ein Team aus Therapeuten und Wissenschaftlern wird die Tanzworkshops begleiten und eine Studie über deren Resultate erstellen. „Frankreich gilt europaweit als das Land, in dem am meisten Antidepressiva konsumiert werden. Die Leute sollen zukünftig eher in unsere Workshops kommen als Medikamente zu schlucken.“ Dafür will er in Paris ein Zentrum gründen und dort auch mit Osteopathen und anderen Therapeuten zusammen arbeiten. In fünf Jahren sieht Sabourin sich in New York, um an der Columbia Universität seinen Doktor in Gesundheitspolitik zu machen. Sein Buch wird dort gerade auf Englisch übersetzt.

Bolewa Sabourin fällt es schwer inne zu halten. „*C'est la course*. Ich habe Stress.“ Er sagt es oft und doch scheint es dieser Stress zu sein, der ihn antreibt und vorwärts bringt. Er ist ein Macher und weiß genau, was und wohin er will. Sein Lebensmotto klingt wie eine Vision: „Mach aus deinem Körper eine Maschine, aus deinem Gehirn eine Waffe, aus deinem Herzen eine Kunst und aus deinem Leben ein Kunstwerk.“

(Zeichen inkl. Leerzeichen: 14 143)